Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

39. Jahrgang.

1906 Berlin-Bremen, den 29. August. Nr. 35

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Christentum und Patriotismus. Von Wilhelm Schubring. — Die Germanisierung des Christusbildes in Frenssens Hilligenlei. I. Von Fittbogen. — Offener Brief. Von Minna Cauer. — Der Pastor als Leichenredner. Von Schönwald. — Der Herzensschlüssel. II. Von Emmy Homann. — Anzeigen.

Christentum und Patriotismus.

Vor mir liegt sonnenbeschienen der Kyffhäuser, neben dem gewaltigen Denkmal ragt noch der Turm der Hohenstaufen-Ruine aus den Bäumen hervor. Wie kam es doch, daß die Hohenstaufen-Macht so viel schneller als dieser Turm in sich zusammenbrach? Der Konflikt zwischen Christentum und Patriotismus hat es getan. Denken wir uns hinein in die Seelen der Besten jener Zeit, so finden wir sie zerrissen, gequält durch den Gegensatz dieser beiden tiefen Seelenmächte. Und wenn heute z. B. die Maßregelung des Pfarrer Korell die Gemüter erregt und man schon verlangt hat, den Geistlichen die tätige Teilnahme am politischen Leben ganz zu verbieten, so wird die Sache doch erst dann in ihrer tiefsten, innerlichsten Schwierigkeit erkannt, wenn wir das politische Auftreten des Geistlichen — wie sich's gebührt — als Betätigung seiner Vaterlandsliebe betrachten. Gehört Patriotismus und die Betätigung der Vaterlandsliebe zu den Christenpflichten? Oder steht gar Christentum und Patriotismus im Gegensatz? Mancher von uns, der gewohnt ist zu singen, „Evangelisch bis zum Sterben, deutsch bis in den Tod hinein!", muß vielleicht erst durch sozialdemokratische Reden und Zeitungen einmal darauf gestoßen werden, wie sehr der Patriotismus den Völkergegensatz und damit die Machtkämpfe zur notwendigen Kehrseite hat. Wer solche Kämpfe, wer den Krieg als unchristlich verabscheut, muß der nicht auch die Wurzel alles dessen, den Patriotismus, als unchristlich ablehnen? Alljährlich in der Zeit der Gedenktage des großen Krieges tun die Sozialdemokraten, als ständen sie dem Geiste Jesu näher als die Pastoren, die Festreden und Festpredigten halten. Es ist eine ernste Frage: Haben wir als Christen das Recht Deutsch zu sein?

Es gibt ein Wort aus dem Munde Jesu, das die umgekehrte Frage in uns lebendig macht, ob wir als Deutsche das Recht haben Christen zu sein; ich meine das Wort Matthäus 15, 24: Ich bin nur gekommen zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel. Aber dies Wort, die ganze Geschichte vom kananäischen Weibe, hilft doch wieder zur Antwort auf die erste Frage.

Der Kampf um nationale oder internationale Gesinnung geht durch unser Volk, und es ist ein Stück von der Wahrheit, wenn die internationale Arbeiterbewegung uns Christen gelegentlich vorhält, sie sei in unsere, des Christentums Fußtapfen getreten. Jesus war in der Tat der erste Vertreter internationaler Weitherzigkeit. Und in unserer Bibel steht, daß kein Unterschied sei zwischen Juden und Griechen; man kann ja sagen, vor Gott sei kein Unterschied, aber sollen wir nicht lernen, die Welt immer mehr mit Gottes Augen anzusehen? Vom rein religiösen Standpunkte muß es allerdings heißen: Wenn ich nur Gott habe, so sind mir Himmel und Erde, alle Erdenvölker und Nationen gleichgültig. Von diesem Standpunkte der reinen Religion aus mag man den Patriotismus als ein Kleben an irdischen Dingen, als ein Stück Heidentum bezeichnen. Doch ist das Christentum die Religion, in der Religion und Sittlichkeit zu einer Einheit verbunden sind, und wir müssen also die Frage vom religiös-sittlichen Gesichtspunkte aus erwägen. Aber auch dann scheint das Urteil nicht anders ausfallen zu können. Denn das Christentum verlangt allgemeine Nächstenliebe; an unseren Pflichten gegen den Nächsten darf es nichts ausmachen, ob wir einen Deutschen, Franzosen oder Engländer vor uns haben; dürfen wir, wenn es zum Kriege kommt, um den Untergang französischer Heere, englischer Dampfer bitten; müssen wir nicht sagen: Germania, halte dich an das Wort der Bergpredigt vom rechten und linken Backen, — was ja natürlich der Tod nationalen Bewußtseins, das Ende patriotischen Hochgefühls sein würde!

Christentum und Patriotismus, es könnte scheinen, als schlössen sie sich aus, und doch geht es uns gegen das Gefühl! Das würde nichts beweisen, denn unser Gefühl, abhängig von dem, was uns angeboren und anerzogen ist, hat uns schon oft betrogen. Aber unser Gefühl hat diesmal Jesus selbst und eine ernstere religiös-sittliche Überlegung auf seiner Seite. Denn Jesus hat den Patriotismus nicht für heidnisch gehalten, im Gegenteil, er war so national gesinnt, daß er spricht: ich bin nur gesandt zum Hause Israel. Sein Beruf also ist es, seinem Volke zu dienen; und das war seine Klage am Schluß seines Lebens, „Jerusalem, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen wie eine Henne ihre Küchlein". Ich meine, das ist das Bekenntnis eines Mannes, der für sein Volk gelebt und gewirkt hat, der sich verzehrt hat in der Arbeit für sein Volk. Auf dem Todeswege noch denkt er an das Geschick seines geliebten Volkes und vergißt darüber sein eigenes Leid: Weinet nicht über mich, weinet über euch und eure Kinder! Also Jesus war national, war patriotisch gesinnt. Wir dürfen es auch, müssen es. Wir sollen für unser deutsches Volk arbeiten und wirken, kämpfen und leiden, wie es der Herr auch getan hat für sein Volk. Vom sittlichen Gesichtspunkte aus betrachtet gehört Patriotismus und Christentum zusammen.

Es ist mit der Stellung des Christen zu seinem Volk und zu seinen Volksgenossen nicht anders wie mit der zu seiner Familie und den Familiengliedern. Gott hat die

Familie gestiftet und einen jeden von uns in eine Familie hineingestellt, nicht zum bloßen Vergnügen und gegenseitigem Wohlgefallen, sondern damit wir die Unseren lieben und für sie wirken sollten. Noch mehr aber gilt es von dem Volke: Gott hat diese Einheit gestiftet, nicht Menschenwerk ist es, daß man von der Etsch bis an den Belt, von der Weichsel bis über den Rhein dieselbe deutsche Muttersprache redet; und in dieses Volk hat er uns hineingestellt und hat uns die Aufgabe in die Hand gedrückt, für diesen Kreis zu wirken und zu arbeiten.

Aber in beiden Fällen ist die Liebe zunächst ein natürlicher Trieb, ein Instinkt, den man frei walten und sich entfalten lassen kann; man kann ihn aufstacheln zur Leidenschaft, und dann entsteht Unheil über Unheil: Familien-, Bürger-, Weltkrieg. So wird die Familienliebe, die Vaterlandsliebe zur Sünde. So handelten die jüdischen Eiferer zu Jesu Zeit, so machen es heute die Chauvinisten in allen Ländern, — und es gibt deren auch in unserem Volke. Und darüber entsetzt ruft man dann auf der anderen Seite: Diese Triebe, diese Instinkte seien Sünde, man müsse sie unterdrücken. So zerstört man die Familie und preist die Mönscherei, so vergißt man das Vaterland und wird Kosmopolit, wie man vor 100 Jahren sagte, oder international, wie es heute heißt. Es bestehen wunderliche Verbindungsfäden zwischen der mönchischen und der sozialistischen Weltanschauung!

Aber das evangelische Christentum fordert, daß man die natürlichen Triebe weder herrschen läßt noch sie vernichtet, sondern man soll sie heiligen. Hier wird das Familienleben und ebenso die Vaterlandsliebe verklärt, aus einem dunklen Triebe wird eine bewußte christliche Pflicht. Bei allen Pflichten gibt es Glückliche, die ihrer Pflicht nachkommen, ohne unter dem Druck schwer empfundener Pflicht zu stehen; es sind ihnen Selbstverständlichkeiten. Aber auch in der Familie kommt es gelegentlich dahin, daß einer seine Liebe und Arbeit für die Familiengenossen nicht als selbstverständlich betrachtet und sich zum Entschluß der Pflichterfüllung hindurchringen muß. Dann tritt an uns andere eine seelsorgerliche Pflicht heran, — und wer wäre in der Religion des allgemeinen Priestertums nicht zum Seelsorger seines Nächsten berufen? In doppelter Weise müssen wir zugreifen: wir müssen suchen, die Hindernisse der Liebe und Liebesbetätigung hinwegzuräumen, und dann müssen wir ermahnen, trotz dieser vorhandenen Hindernisse treu zu bleiben in der Liebe und in der Arbeit. Es ist mit der Vaterlandsliebe nicht anders. Wer nichts hat, hat keine Heimat und darum kein Heimatsgefühl, die Grundlage der Vaterlandsliebe; und schwer mag es manchem fallen, Liebe zu den Stammesbrüdern und Volksgenossen im Herzen zu bewahren, wenn man sich gerade von denen geschmäht und geschädigt sieht, die immer von vaterländischer Gesinnung reden. Diesen Grund und Ursache mangelnder Vaterlandsliebe müssen wir immer mehr erkennen, und dann gilt es einerseits die Steine des Anstoßes, die Hemmnisse allgemeiner Vaterlandsliebe hinwegzuräumen und andererseits hinzuweisen auf den Herrn: heimatlos war auch er; auf der Flucht, im Auslande befindet sich der Herr, aber keine Spur von Bitterkeit gegen sein Volk rührt sich in seinem Herzen, vielmehr gerade hier spricht er das patriotische Bekenntnis: Ich bin gesandt zum Hause Israel.

Und wenn die Vaterlandsliebe vom Naturtrieb emporgehoben wird zur bewußten christlichen Pflicht, so findet sie von selbst ihre Schranken, hinter denen eine edle internationale Weitherzigkeit sich erhebt. Da ist es nun das erste, daß der Christ sich durch seinen Patriotismus nicht verblenden läßt, zu falschem Urteil über das eigene und die fremden Völker. Wo die Vaterlandsliebe nicht geheiligt ist, da halten die Menschen nur ihre Volksgenossen für vollkommene Menschen, alle anderen für Barbaren, Heiden, Wilde usw. Es ist ein Zustand, nicht anders als der der Affenliebe bei der Mutter, die bei ihrem Kinde keine, bei fremden um so mehr Fehler bemerkt. Solche Gesinnung

herrschte durchweg im Altertum, so dachten auch die Juden, aber nicht so der Herr. Auch unser deutscher Patriotismus, der Patriotismus eines christlichen Volkes, ist voll verblendeter Eitelkeit. Denken wir nur an die Empörung, die sich während des Burenkrieges an deutschen Biertischen zeigte; es steckt in derlei „sittlicher Entrüstung" viel Unsittlichkeit. Der Patriotismus unseres Volkes trägt vielfach einen pharisäerhaften Charakter, er ist noch rein naturhafter Trieb. Darum liegt hier für uns eine große Aufgabe, deren wir uns vielfach noch gar nicht bewußt geworden sind, geschweige denn, daß wir die Wege zum Ziele wüßten: Heiligung und Verklärung der triebhaften Vaterlandsliebe in unserem Volke zur edlen, bewußten, christlichen Pflicht.

Und neben dem Urteilen steht das Handeln. Jesus verschließt sein Herz nicht vor den Nöten der Kananäerin, er hilft ihr, obwohl sie nicht zu seinem Volke gehört. Aber das stellt er als Regel auf: man soll die Nächststehenden nicht darben lassen um der Fernstehenden willen. Es ist lächerlich und unsittlich, wenn jemand — die „Fliegenden Blätter" stellten es, glaube ich, einmal dar — Bücher über Kindererziehung schreibt und läßt unterdes die eigenen Kinder verkommen. Und doch ist das erste an sich nicht verwerflich, nur soll man die nächstliegende Pflicht nicht versäumen; es wird sonst auch das Werk im weiteren Arbeitskreise mißraten. Warum hat Jesus sein Lebenlang nur in seinem Volke gewirkt? Eben darum, weil hier seine nächsten Pflichten waren, hier mußte er eine kleine Gemeinde schaffen, von der die Strahlen ausgehen konnten, die die Welt erleuchten. Wäre er, statt national beschränkt zu wirken, hinausgegangen in alle Welt, das Werk wäre zersplittert, zerflattert. Aber dadurch daß er in seinem Volke das Heil aufrichtete, wurde er der Heiland der Welt. Darum haben wir trotz jenes Wortes: „Ich bin nur gekommen für Israel", als Deutsche das Recht, Christen zu sein. Und so dürfen nun auch wir denken, daß wir für das Wohl der ganzen Menschheit arbeiten, wenn wir für unser Volk, für unsere Gemeinde sorgen und arbeiten. Nur indirekt kann für gewöhnlich der einzelne, schlichte Sterbliche international wirken. Es gibt ja auch Fälle eines unmittelbaren Wirkens für andere Völker; für uns ist es zumeist das Gebiet der Mission. Ich möchte wohl heiße Liebe zur Mission in allen Christenherzen wecken, aber sie muß in innigster Verbindung stehen mit der Liebe und der Arbeit für unser eigenes Volk. Es gibt Missionsfexe; sie haben die Sehnsucht etwas zu tun für Gott und die Menschen, aber die Arbeit an der Not unseres Volkes ist ihnen zu persönlich und bringt ihnen zu vielerlei persönliche Ärgernisse, während die heimatliche Arbeit für die Mission davon ziemlich frei bleibt und ihnen — wenn sie Pastoren sind — kein Disziplinarverfahren, sondern konsistoriale Anerkennung einbringt. Solchen Leuten ruft Jesus zu: „Erst die Kinder, dann die Hündlein!" und schiebt uns damit die Vaterlandsliebe nicht als wonniges Hochgefühl, sondern als heilige Pflicht ins Bewußtsein.

Christentum und Patriotismus, sie schließen sich nicht aus, sie müssen beide in unserem Herzen wachsen und zusammenwachsen. Das Unglück des Jahres 1806 hat einst in deutschen Herzen beide Pflänzlein zu neuem Leben erweckt. Mögen die ruhmreichen Gedenktage des Krieges 1870/71, ebenso wie die traurigen des kommenden Oktober uns helfen, daß in unserem Herzen und in unserem ganzen Volke beides wachse: Christentum und Patriotismus!

Wilhelm Schubring.

Die Germanisierung des Christusbildes in Frenssens Hilligenlei.

1. Das Problem.

Nicht Lob oder Tadel von Frenssens Roman will ich vermehren, sondern das Verständnis.

Den Zugang ins Innere des Romans, scheint es, werden wir am leichtesten finden, wenn wir dem Wink folgen,

den uns der Dichter selbst gegeben hat in den Versen, die er dem hunderttausend und ersten Exemplar von Hilligenlei vorangestellt hat:

Seht hier die Bilder, die ich gemalt von allerlei Krankheit,
Die uns jetzt verwirrt: von Sinnengier, Trägheit und Trunksucht,
und von Goldgier, und Armut, und Lüge, und von der Seele
bitterer Not, die auf staubigem Weg das Ew'ge verloren.
Notland hab' ich gemalt und wilde mühsame Meerfahrt.
Fragst du, warum ich das tat? Aus Freude an Not und am Irren?
Aus Erbarmen malte ich dies. Es mache dich fähig,
das Gesunde zu sehn, das Natürliche, und wie es jammert
unter der Peitsche und Gier und dem Joch der engenden Sitte,
und zu stellen dein Leben auf Grund, der heilig und ewig.

Ähnliches hat einst vor 130 Jahren ein Größerer getan: Goethe. Als sich gegen seine „Leiden des jungen Werthers" sittliche Beschuldigungen erhoben, als seien sie eine Empfehlung des Selbstmordes, wehrte er sich dagegen mit den bekannten Versen, die er einer neuen Auflage mit auf den Weg gab und deren zweiter Teil lautet:

Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtnis von der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höle:
Sey ein Mann, und folge mir nicht nach.

Aber mit solcher Selbstauslegung ist's ein eigen Ding. Die Verse beider Dichter ähneln sich nicht bloß darin, daß sie dichterisch keinen hohen Wert haben, sondern auch darin, daß sie sachlich wenig bedeuten. Eben weil sie eine Antwort auf Angriffe einsichtsloser Gegner sind und sich mit deren äußerlicher Betrachtungsweise auseinandersetzen, kommen sie nicht dazu, uns anderen, die wir diese Bedenken nicht teilen, einen wirklichen Einblick zu erschließen. Sie sind auf den apologetischen Ton gestimmt: „Laßt nur, 's ist nicht bös gemeint". So heben insbesondere Frenssens Hexameter die durchaus positive Tendenz seines Werkes hervor: Das Natürliche sollen wir sehen, und wie es jammert unter der Peitsche und Gier und dem Joch der engenden Sitte, und unser Leben sollen wir stellen auf Grund, der heilig und ewig.

Aber was daran denn Eigenartiges ist, inwiefern diese Mahnung als Quintessenz des Werkes gelten kann, welche Stellung es damit im bewegten Leben der Gegenwart mit seinen mannigfaltigen Strömungen einnimmt, verraten uns die Verse nicht.*) Um dies, was denn doch das eigentlich Wichtige ist, zu erfahren, müssen wir von einem anderen Punkt ausgehen.

Den glauben die meisten in der Skizze des Lebens Jesu, die dem Roman eingefügt ist, gefunden zu haben. Und es ist unleugbar: Frenssen selbst legt ihr großen Wert bei. Innerhalb und außerhalb des Romans hat er das ausgesprochen. Innerhalb: denn das ganze Leben von Kai Jans, der der Hauptträger des Romans ist, hat nur den einen Zweck, ihn fähig zu machen zur Darstellung der Geschichte des Heilandes. Außerhalb: denn im Nachwort beruft sich Frenssen nicht bloß auf die Ergebnisse der gesamten wissenschaftlichen Forschung über diesen Gegenstand, er empfiehlt außerdem noch dem Leser zum eigenen Studium mehrere Schriften moderner Theologen. Liegt's also nicht auf der Hand, daß dieser Roman im Dienst der modernen Theologie steht und stehen will? Aber woher kommt es denn, daß auch in den Reihen der modernen Theologen dem Buche gegenüber sehr gemischte Gefühle herrschen? Hat doch einer von ihnen, der dem Dichter persönlich nahe steht, Gustav Frenssens Glaubensbekenntnis bei aller Hochachtung und Sympathie für den Menschen der Sache nach glatt und unzweideutig abgelehnt.**) Oder liegt das nur an der Halbheit der „modernen" Theologen? Ich glaube kaum. Ich meine vielmehr, es ist etwas in dem Buch, dem sich von hier aus nicht beikommen läßt.

*) Auch das Schlußwort zu Hilligenlei, das Frenssen hat erscheinen lassen, bietet für unsere Zwecke keine Ausbeute.

**) Gustav Frenssens Glaubensbekenntnis. Vortrag in der Universitätsaula zu Kiel gehalten am 1. Februar 1906 von Prof. D. Otto Baumgarten.

Und dies ist die Lösung: Frenssens Werk ist ein Schloß, in dessen Inneres ein Doppeltor führt; das eine heißt moderne Theologie, das andere heißt Deutschtum.

Lese ich etwa damit etwas in den Roman hinein? Keineswegs. Ich achte nur auf das, was dort jeder lesen kann.

Schon die Skizze des Lebens Jesu, derentwegen Frenssen besonders als dichterischer Verkünder der Ergebnisse der modernen Theologie gilt, führt darauf hin. Denn Kai Jans hat ihr die Aufschrift gegeben: „Das Leben des Heilandes, nach deutschen Forschungen dargestellt: Die Grundlage deutscher Wiedergeburt". Er meint offenbar, daß der Heiland gerade heute seinen Deutschen viel, sehr viel zu sagen hat, und zwar will er den Heiland sprechen lassen, nicht wie ihn die älteste Christenheit geschildert, auch nicht wie ihn die Kirche in Dogmen verarbeitet hat, sondern wie die deutsche Wissenschaft ihn durch mühsame Forschung rekonstruiert hat. Nicht bloß die Deutschen verdanken dem Heiland, auch der Heiland verdankt den Deutschen viel, verdankt ihnen, daß eine neue Kenntnis seines Wesens und Willens unter den Menschen zu Tage trat.

Was hier nur angedeutet, an einer anderen Stelle ist es in voller Klarheit ausgesprochen. Während der Wochen, in denen die Vorarbeiten zu seinem Leben Jesu ihm viel innere Not und Sorge machen, hat Kai Jans einst einen Traum:

Und mitten in der Nacht hieß es: „Komm, steh auf! Die beiden Größten deines Volkes stehen vor der Tür und wollen mit dir reden . . . Siehst du, was macht Vater Luther für ein zorniges Gesicht: ‚Gehst du in deinem Glauben über mich hinweg wie über eine Treppenstufe?' . . . „Ja, das tu ich!" . . . „Sieh, wer steht da hinter Martin Luther? Der Alte von Weimar ist da! Er spottet über dich: ‚Ach, gib dir keine Mühe! Du schmilzt nicht zusammen, was nicht zusammenpaßt: Christentum und deutsches Wesen . . .' „Das tu ich doch!" (467).

Verschmelzung von Christentum und Deutschtum, das also ist das Problem des Romans.

Luther und Goethe erscheinen hier als ihre Repräsentanten. Warum Luther? Von ihm ist sonst im ganzen Buch nicht die Rede, nur einmal läßt Kai Jans seinen Jesus gegen ihn polemisieren (cf. Seite 525, gegen Luthers Erklärung des Vaterunsers), dazu macht es nicht gerade einen imposanten Eindruck, sondern erscheint etwas philiströs bürgerlich. Mir scheint, Kai Jans als Theologe hat eine gewisse Scheu, dem Letzten ins Auge zu sehen: nicht um ein Ringen zwischen Luther und Goethe handelt es sich; vielmehr Jesus und Goethe heißen die Widersacher, die er zu Freunden und Bundesgenossen umstimmen will. An einer anderen Stelle, wo der Gegensatz zwischen ihnen nicht ins Bewußtsein gerufen wird, nennt Frenssen denn auch diese beiden Männer als die Repräsentanten christlichen und deutschen Wesens.*) Wir können uns diese symbolische Verwendung ihrer Namen gefallen lassen; nur müssen wir uns bewußt bleiben, daß rein historisch gesehen Goethe noch weniger die absolute Verkörperung des Deutschtums ist als Jesus die des Christentums.

Ja, was ist denn das Besonderes: Christentum und Deutschtum? Wir hören's doch oft genug, daß sie engstens verwandt sind, daß zum mindesten im Protestantismus die Verschmelzung unlöslich vollzogen sei. Aber Kai Jans, der den Dingen auf den Grund geht, ist anderer Meinung, er findet keine Verschmelzung, sondern Entzweiung: „Da wandten sich, im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte, die Edelsten im Volk, seine besten Dichter, Denker und Fürsten, und alle Klugen und Edelsten, Jungen und Stolzen, von diesem Glauben und dieser Kirche ab" (584). Zwar ein wenig Übertreibung ist dabei, denn auch Kai Jans wird Christen wie Schleiermacher und Bismarck zu den Edelsten im Volke rechnen und er wird nicht leugnen, daß es unter den Verächtern des Christentums auch Unedle gibt. Aber im großen und ganzen ist sein Urteil zutreffend.

Damit werde ich allerdings auf Widerspruch stoßen,

*) „Sie — die Vorwärtsstrebenden — hören in ihrer Jugend weder auf den Heiland, noch auf Goethe." (Seite 206).

auf Widerspruch gerade bei den Lesern dieses Blattes, Denn fast kann man sagen: es gilt in nichtorthodoxen Kreisen für einen Beweis der eigenen freien Gesinnung und des Verzichts auf Ketzerrichterei in jeder Form, unsere größten Dichter und Denker trotz oder vielleicht auch wegen ihrer völligen Unkirchlichkeit als Christen anzuerkennen, und z. B. etwa von einem „Christentum" Goethes zu reden, oder ihn doch wenigstens als werdenden Christen zu betrachten.*) Das Motiv ist achtbar und gut; nur fürchte ich, daß es sich hier in falscher Richtung betätigt. Denn dafür, ob diese Männer Christen waren, ist doch nicht unsere Gesinnung maßgebend, sondern ihre. Wohl steckt in den Argumenten, die sich für ihre Christlichkeit beibringen lassen, manches Beherzigenswerte, aber sie sind alle zusammen nicht stark genug, um gegen die entscheidende Instanz aufzukommen: das Selbstbewußtsein jener Männer. Fühlten sie sich als Christen, gut, dann waren sie Christen; *fühlten sie sich als Nichtchristen, dann sind und bleiben sie auch für unser Urteil Nichtchristen*, und daran wird auch nichts geändert, wenn sie alle dem Christentum mancherlei zu verdanken haben. Ist das aber so, dann sollen wir ihnen ihren Willen lassen und sie als Nichtchristen anerkennen; nicht aus Ketzerrichterei (denn der Begriff „Ketzer" existiert für uns nicht mehr), sondern aus Achtung vor ihrem Ich, das uns für unantastbar gilt.

Was aber dann? Sollen wir einfach auf sie verzichten? Sollen wir gar keinen Anteil an Goethe (um mich auf ihn zu beschränken) haben? Und ich höre schon die überlegene Gegenfrage: Ist denn Goethes Weisheit nicht auch Weisheit von oben? Doch sie macht auf mich nicht den gewünschten Eindruck; sie zeigt mir nur, woher die Scheu stammt, die Nichtchristlichkeit Goethes anzuerkennen. Diese Frage nämlich steht noch unter der Nachwirkung der altchristlichen Anschauung, nach der es Weisheit von oben nur innerhalb der christlichen Grenzpfähle gibt. Wir aber, die wir in aller Unbefangenheit meinen, daß die göttliche Weisheit nicht aufs Christentum beschränkt ist, wir gestehen auch Goethe Weisheit von oben zu, ohne daß wir den Versuch machen, ihn zum Christen zu stempeln.

So ist in der Tat die gewaltige religiöse Krisis, von der Kai Jans redet, als vorhanden nachgewiesen. Und da die Männer, über deren Unchristlichkeit wir uns einigten, die Begründer unserer deutschen Bildung sind, da in ihnen die Frömmigkeit der Deutschen der Neuzeit ihren kräftigen Ausdruck fand, so zeigt sich zugleich, daß auch das Problem des Romans richtig gestellt ist: wie die seit über 100 Jahren getrennten Größen, wie deutsche und christliche Frömmigkeit wieder zusammenkommen können, das ist die große Frage, auf welche die Gegenwart eine Antwort sucht.

Und jetzt ist es Zeit, zu sehen, wie Frenssen sein Problem gelöst hat. Die Verschmelzung von Deutschtum und Christentum läßt sich in Ethik und im Glauben deutlich verfolgen. Ich will sie nur auf einem Punkt aufdecken, wo Frenssen sie gar nicht beabsichtigt hat: in Jesus Christus.

*) Vgl. z. B. den Aufsatz von Rudolf Ehlers über „Goethe und das Christentum" in den „Protestantischen Monatsheften" 1903, Seite 345 ff. Auch aus dem „Protestantenblatt" selbst könnte ich eine ganze Reihe gelegentlicher Äußerungen, die ja vielen Lesern in Erinnerung sein werden, sammeln. Übrigens ist das Schwanken über die Christlichkeit unserer Größten in weiten Kreisen verbreitet.

Offener Brief.

Sehr geehrte Redaktion!

Soeben geht mir von befreundeter Seite die Nummer Ihres geschätzten Blattes vom 28. Juli zu, worin der Bericht über den Evangelisch-sozialen Kongreß in Jena enthalten ist. Die Sendung ist mit der Anfrage begleitet, warum von radikaler Seite nicht in die Debatte eingegriffen worden ist.

Auch Sie stellen in dem Artikel die Frage, ebenfalls tat es Dr. Naumann sofort nach Schluß der Verhandlungen, da er mich unter den Zuhörern bemerkt hatte, mit den Worten: „Die kräftige Tonart der Radikalen fehlte hier". Meine Antwort darauf leuchtete Naumann ein; am Abend desselben Tages habe ich denn noch in einer Versammlung der Hilfefreunde diese gewünschte kräftige Tonart angeschlagen. Auch Sie haben unsere Tonart vermißt. Erlauben Sie mir daher einige Worte der Erklärung hiermit für Ihr Blatt geben zu dürfen.

Der Evangelisch-soziale Kongreß ist mir nicht fremd. Zweimal schon habe ich in früheren Zeiten versucht, unsere Richtung auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß zu Gehör zu bringen, jedesmal habe ich es bitter bereut. Die Leitung wurde sofort nervös, das Publikum war zu wenig orientiert, um einen Kampf der Meinungen auf dem Gebiete der Frauenfrage ertragen zu können. Freilich, die Leitung ist jetzt in anderen Händen, auch das Publikum hat sich hinsichtlich der Frauenbewegung zum Austausch verschiedener Ansichten herangereift, dennoch der Boden auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß ist ein schwankender — das Wohltemperierte, das Ausklingen in Harmonie, das Vermeiden irgend einer scharf ausgesprochenen Tendenz —, alles das ist vorherrschend. Unsere Richtung steht auf festem Fundament, unsere Tonart ist nicht eine solche, welche das Publikum einlullt, wir kämpfen mit ziemlich scharfen Waffen für und um unser Recht; als vornehmstes aber gilt uns die Erlangung unseres Rechts als Staatsbürgerin, von dieser Grundidee geht bei uns alles aus. Dieses Grundrecht ist meines Wissens in dem Vortrage von Gertrud Bäumer nicht erwähnt worden. Ihr Vortrag trug nach Form und Inhalt einen schöngeistigen Charakter, also für denjenigen, der im sozialen Leben und in der Öffentlichkeit steht, durchaus unzureichend. Alle Fragen waren wohl angeschnitten, Probleme gestreift, — nirgends aber ein festes Ziel, nirgends eine nur brauchbare Lösung klar hingestellt. Es war, wie es in einer sonst wohlwollenden Kritik der Rede heißt: „sie (die Rednerin) suchte rechts und suchte links, den Pfad konnt' sie nicht finden".

Gertrud Bäumer hatte sich auf ein Feld begeben, das sie noch nicht beackert hat, — die wirtschaftliche Grundlage der Frauenbewegung, ebenso die sozial-politische kennt sie noch nicht gründlich genug; ihr Feld ist das der Erziehung und des Studiums. Sollte ich die in der Frauenbewegung noch so junge Vertreterin desavouieren? Das wollte ich nicht, da ich die Kenntnisse von Gertrud Bäumer auf dem Erziehungs- und Schulgebiet schätze, der Evangelisch-soziale Kongreß aber ist nicht die Stätte, wo ich Gertrud Bäumer beweisen möchte, daß sie dem sozialen Leben noch recht fern steht, um den herrschenden wirtschaftlichen Kampf mit all seinen schwierigen Problemen zu verstehen. — Mit Naumann ist das allerdings etwas anderes, er kennt die wirtschaftlichen Kämpfe, er beschäftigt sich mit all den Fragen, die damit notwendigerweise zusammenhängen, er ist auch selbst dann noch, wenn man ihm scharf entgegentritt und seinen Ansichten nicht zustimmt, ein Gegner voller Großzügigkeit und Gerechtigkeit, weil er als Politiker mitten im Kampf des sozialen Lebens steht. Die Richtung der „Gemäßigten", zu der Fräulein Bäumer gehört, steht nicht mehr auf dieser Höhe.

Naumann hatte es nach Fräulein Bäumer recht schwer. Er fühlte den schwankenden Boden, auf den Gertrud Bäumer die Probleme gestellt hatte. Er selbst erschien daher anfangs ebenfalls schwankend und suchte durch scherzhafte Wendungen die Sachlage etwas zu verhüllen. Dann aber setzte er mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit und seiner Beredtsamkeit ein und entwickelte seine uns aus seinem neuesten Werke bekannten Ideen: „Neudeutsche Wirtschaftspolitik", worin er sich auch über die Frauenbewegung äußert. Naumann sprach nicht voller „*Pessimismus*", wie es in Ihrem Blatte heißt. Ein „schallender Protest" von unserer Seite wäre ihm gegenüber durchaus verfehlt gewesen, so viel wir auch hier und da mit seinen Ansichten differieren. Naumann schaute in seiner Rede alle Schwierigkeiten energisch ins Antlitz, er

bemäntelte nichts, er war in mancher Hinsicht sehr kritisch, — das alles konnte uns nur sympathisch berühren. Naumann stellt den Frauen die Aufgabe, all die in der Frauenbewegung liegenden Probleme selbst zur Lösung zu bringen, — ganz unsere Meinung. Naumann erklärt, daß der Mann niemals freiwillig von seinen Rechten und von seiner Machtstellung etwas aufgeben wird, — das wissen wir und haben daher uns unsere Rechte zu erkämpfen eventuell zu erzwingen. Naumann sieht klar und scharf, welch ungeheures Problem vor der Frauenwelt liegt: die Vereinigung von Beruf und Mutterschaft. Er will „keine berufslosen Mütter und keine mutterlosen Berufsfrauen". So auch wir. Gertrud Bäumer sprach von dem wahrscheinlich nie zu lösenden Konflikt, der in die Frauenseele durch diese Doppelaufgabe hineingetragen worden ist und nach Gertrud Bäumers Ansicht voraussichtlich immer disharmonisch wirken muß. Daß aber Frauen und Männer unausgesetzt ernst an der Lösung dieses Problems arbeiten, wußte Naumann, Gertrud Bäumer streifte nur oberflächlich die Frage der Mutterschaftsversicherung, Mutterschutz, Hausgenossenschaft, von anderen wichtigen Fragen, wie Halbtagsschicht u. dergl. mehr, war vollends nicht die Rede.

Nein, Naumann sprach nicht pessimistisch. Er war erfüllt von Zweifeln, ob das Frauengeschlecht groß genug denken würde und kräftig genug zum Handeln sei, um die Hand an die Lösung der schwierigen Probleme zu legen. Er zeichnete mit beißender Ironie die „Puppen", die „Dekorationen" des Hauses, die „Luxusfrauen". Von diesen erwartet er nichts, wir auch nicht. Er schonte auch nicht die Männerwelt, welche sich mit dieser Spezies des Frauengeschlechts zufrieden gebe.

Naumann sieht die Dinge, wie sie liegen, er streckt uns freundschaftlich die Hand entgegen, — aber er will den Frauen die Durcharbeit, die Lösung der schwierigen Probleme überlassen. Naumann mutet den Vertreterinnen der Frauenbewegung viel zu, er überweist ihnen eine fast kaum zu überwältigende Aufgabe. Er erwartet von den ernsten, zielbewußten und willensstarken Frauen die Inangriffnahme aller Seiten der Frauenbewegung, er beginnt mit uns und mit der Bewegung zu rechnen. Das ist ein gewaltiger Fortschritt, wir haben Naumann nur dafür zu danken.

Hochachtungsvoll

August 1906. Minna Cauer.

Der Pastor als Leichenredner.

Es gibt wohl kaum eine menschliche Berufstätigkeit, die von Fernerstehenden so häufig unterschätzt wird, wie die des Predigers. Es erscheint als sehr leichte Sache, an einer Stelle zu stehen und zu reden, die der Nimbus hoher Feierlichkeit umgibt, und der gegenüber kein Widerspruch laut werden darf und selbst die berechtigste Kritik meist zu schweigen pflegt. Was es, selbst von den äußerlich-technischen Schwierigkeiten einer vollendeten Redekunst abgesehen, für eine Summe von Arbeit erfordert, das Ganze der religiösen Erregungs- und Beruhigungsmittel sich ständig gegenwärtig zu halten und es ohne ermüdende Wiederholung und ohne Banalität vor einer in Stimmung und Empfänglichkeit, Lebensalter, Bildungsniveau und Interessenkreis unendlich mannigfaltigen Hörerschaft wirksam zum Ausdruck zu bringen, das können eben nur Eingeweihte ermessen. Sind nun schon in der Predigt die zu überwindenden Schwierigkeiten nach vielen Richtungen hin groß, so erfordert die populärste aller geistlichen Amtsreden besonders einen ganzen Mann und eine tüchtige Persönlichkeit, — die Sarg- und Grabrede.

Unter der Last der Grabrede seufzt der Anfänger wie der Erfahrene, der Begabte wie der Unbegabte, der Landpfarrer wie der Großstadtprediger, der Bauernpastor wie der Gedenkredner an des berühmten Mannes Bahre. „Leichenreden sind keine leichten Reden", urteilt Emil

Frommel, ein vielgewandter Fachmann, und junge Pfarrer, die mit Lust und Liebe zur Sache ins Amt gingen, antworten auf die Frage, wie es ihnen gelinge, nicht gar selten: Es geht besser wie wir dachten, nur die Grabreden, — die sind etwas Fürchterliches.

Freilich, manch einer macht sich die Sache leicht. Er hat sein Schema und danach „schmiert er wie man Stiefel schmiert". Man kann an manchem Grabe recht sonderbare Redeexerzitien hören. Neben den ausschweifendsten Lobhudeleien für den Verstorbenen, besonders wenn er einflußreich war, ermüdenden Ausmalungen seiner letzten Krankheit und Schilderungen seiner meist alltäglichen Lebensschicksale geht die Tröstung einher, die ihre Gründe oft aus ganz verwunderlichen Gedankengängen herholt. Als ihr stärkstes Quietiv wird zumeist der Wiedersehensgedanke ins Feld geführt. Und da staunt man über die Macht der Suggestion, die von manches geistlichen Herrn Munde ausgeht. Freilich, er knüpft ja nur an das an, was Tausenden in ihrer Gedankenlosigkeit plausibel, in ihrer Urteilslosigkeit stichhaltig, in ihrer Sentimentalität wohltuend erscheint. Er redet mit Überzeugung von gewissen Ortlichkeiten, dahin die Guten einmal gelangen werden, — man glaubt ihm gern, denn der Verstorbene war ja ein so grundguter Mensch; er malt Seligkeiten aus, die man dem Toten so unsäglich gerne gönnt, weil man sein Los bedauert; er benützt Redewendungen, die aus dem Zusammenhang religiös-tiefer, wahrhaft die Seelen beruhigender und meist poetisch-schwungvoller Texte herausgeschnitten sind; er stellt in kühnem Glaubensaufschwung, den der Nüchterne einfach als Aberglauben wertet, Behauptungen auf, die an Stelle des leeren Nichts bei Abschied und Tod eine ganze Fülle von Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten, ja Wirklichkeiten zu setzen scheinen; er malt über des Todes schwarzen Vorhang eine bunte Welt lieblichster Erfüllungen, nach denen der Trauernde in seiner weichen, wehen Liebe für den Verstorbenen so gerne greift; er verheißt wundervolles Fortdauern den im Augenblick so ermüdeten und für sich selbst doch so lebenshungrigen Seelen; er setzt, wo rauhe Wirklichkeit ist, den holden Traum, wo bittere Notwendigkeiten wuchten, leichte holde Phantasiegemälde. Er weiß es selber kaum und meint es sicher ehrlich, aber er sagt mit seinen subjektiven Wahrheiten doch objektive Unrichtigkeiten, indem er meist fein geistige Dinge mit äußerlichen Realitäten verwirrt und in seinem sonnigen und seligen Glauben das harte, klare Bild der Welt fälscht. Der Religionsfeind urteilt über diese Art der Tröstung summarisch und frech: „Der Pfaffe schwindelt", — aber er hat doch häufig recht grade gegenüber dem geistlichen Grabredner, der sich in der guten Absicht, Trost zu spenden, zu ganz unbeweisbaren Behauptungen über die „Paradiesesfreuden" hinaufsteigert. Ein hochstehender Geistlicher soll einmal zu dem Bremer Funcke gesagt haben, die Grabrede werde noch das Grab der evangelischen Kirche werden, und ein Küster, der 40 Jahre lang an den Gräbern seines Amtes gewaltet als des Pastors Begleiter, soll am Ende seines Lebens bekannt haben: Wenn ich nicht überzeugter Christ gewesen wäre, ich wäre durch die Grabreden sicher ein glühender Kirchenfeind geworden. Es hat je und je Leute gegeben, die nur mit einem gewissen Entsetzen zurückdenken können an die Redeleistung dieses oder jenes Geistlichen am Grabe eines ihrer Angehörigen. Wie können Menschen, Männer von Verstand und Bildung, so reden? hat sich schon mancher gefragt.

Was macht die Stellung des geistlichen Amtsredners am Grabe so schwer und mit der verallgemeinerten Bildung immer schwerer? Einmal die Pflicht der Wahrhaftigkeit und des Taktes gegenüber dem Verstorbenen und den Lebenden und sodann die Schwierigkeit wirksamer Trostspendung überhaupt. Wahrhaftig soll der Grabredner sein und taktvoll. Aber woher immer die realen Unterlagen nehmen, so daß er die richtigen Farben trifft für das mit Liebe und Milde zu malende geistige Bild des Verstorbenen? In unseren Massengemeinden ist's völlig unmöglich, diese Unterlagen zu gewinnen, und auch in der kleinsten Dorfschaft aus verschiedenen

Gründen sehr schwierig oder ebenfalls unmöglich. Um einen Menschen wirklich zu kennen in den Höhen und Tiefen seines Charakters, den edlen und unedlen Formen seines Wesens, gehört bei der Kompliziertheit der menschlichen Psyche vor allem die persönliche Berührung, ja der nahe persönliche Verkehr. Was der Pastor aus dem eigenen Munde des Gemeindegliedes hört, fälscht meist nach der guten, was er von anderen im Leben über dasselbe hört nach der üblen und was er nach dem Tode besonders von Angehörigen erfährt, wieder nach der guten Seite hin das geistige Bild desselben; was er von ihm sieht, sind meist nur vereinzelte Handlungen. Er muß sich deshalb am Grabe in Allgemeinheiten bewegen, die jedem Denkenden unerträglich sind, er muß Individuelles und Spezielles nur sehr mit Vorsicht bringen, ja häufig ganz meiden, was doch jeder, der auch in einer Trauerfeierlichkeit gewisse Zwecke sucht, gerade wünscht. Dazu kommt noch eins, und das gilt besonders für die kleinen Gemeinden, in denen der Pastor sich noch allenfalls eine Kenntnis der Eigenart des Verstorbenen verschaffen könnte: Lebt denn das Gros der Menschen überhaupt ein Leben, dessen Phasen in ernster Rede des Erwähnens wert sind? Die meisten durchlaufen die bekannten Stationen: Geburt, Lehrjahre, Ehe, Tod. Diese können allerdings etwas Großes in sich geschlossen haben, auch wenn sie alltäglich und schlicht waren. Unsere modernen Dichter z. B. verstehen's mitunter, das Kieselgestein solch armen nach außen hin kahlen Menschenlebens in lauterem Golde erstrahlen zu lassen, wenn sie liebevoll das Kleine in seinem ureigenen Wert als groß und das Unscheinbare in seiner Besonderheit als bedeutsam darstellen, wenn sie in die Tiefen der Seele dringen mit den Wunderspiegeln ihrer Seelenkunde und Seelenschilderung. Das soll der Pastor nun freilich auch, und er kann es gelegentlich auch, wenn er Künstler in seinem Beruf ist, aber hat er immer die Zeit und Gelegenheit, das, was der Dichter im Einzelfall beobachtet und studiert, bei allen, bei jedem Hinz und Kunz, bei jedem Schwachkopf und Charakterkrüppel, jedem Protz oder Herdenmenschen, der gerade eine Grabrede an die Kasse der Pfarrgemeinde bezahlen kann, durchzuführen? Der geistliche Redner soll wahrhaftig sein und taktvoll, wer aber schützt ihn immer, wenn er die groben Irrtümer auch vermeidet, davor, daß seine geschäftige Phantasie und sein guter Wille aus den dürftigen Farben, die ihm der Zufall bietet, ein falsches Bild des Verstorbenen malen, daß er ihn in dem Innersten und Besten seines Wesens, das die Trauernden kennen und lieben, zu hoch oder zu niedrig einschätzt, ihn also mehr oder weniger verfehlt? Wer hilft ihm, daß es ihm gelinge, den Lebenden wohl und nicht wehe zu tun in jeder einzelnen Wendung seiner Rede?

Hier handelt es sich vor allem um den Trost, den der Pastor spenden soll. Dieser kann bei einfachen Seelen und geringer Bildung vielleicht massiver Art und in noch sehr vielen Fällen auch dann wirksam sein, wenn er in grober oder feiner Manier mit dem so populären Wiedersehensgedanken spielt. Es ist unglaublich, was sich in dieser Hinsicht selbst modern empfindende, gebildete Menschen bieten lassen, was also schließlich beruhigend, aufrichtend, trostbringend wirkt. Ungezählte Seelen klammern sich in solcher Schicksalsstunde an die fadenscheinigen Trostgründe, wie sie die konsequenten Kirchenlehren bieten und lügen sich selber vor, sie seien getröstet gewesen, obwohl sie sonst im Leben völlig anders gedacht haben und denken. In seiner Ratlosigkeit wird der Mensch eben leicht unwahrhaftig, der Redner so gut wie der Hörer.

Im allgemeinen ist zu sagen, daß derjenige, der keinen Trost in sich trägt und ihn aus sich heraus im Laufe der Zeit nicht immer stärker zu entwickeln vermag, am Grabe überhaupt nicht zu trösten ist. Die Empfindung persönlicher Teilnahme auf seiten des Predigers ist für die Angehörigen ja gewiß stärkend, die Betonung guter Seiten vom Wesen des Verstorbenen erhebend, die milde Unterstellung seiner Schwächen unter die allgemeine Menschheitsschuld beruhigend,

aber bieten des Geistlichen Bemühungen dieser Art wirklich realen Trost gegenüber dem Schmerz des Verlustes, der Not der Zukunft, vermögen sie wirklich ausgleichend zu wirken auf die stürmischen Wellen der augenblicklichen Empfindung? Ich meine: nein! Der charaktervolle Trauernde kann im Grunde nur sich selber trösten. Er läßt den Mann, der da von Amts wegen sich abmüht, an seine Seele heranzukommen, reden was ihm beliebt und denkt dabei entweder gar nichts oder spinnt seine eigenen Gedanken. Hat er die traditionell-kirchlichen Ansichten, so behält er auch am Grabe diesen seinen Glauben oder Aberglauben, erfüllt ihn der moderne Lebensglaube, so zieht er einen dicken Strich unter sein schweres Erlebnis und ist lediglich bemüht, sein Erinnern an den Verstorbenen so klar und so pietätvoll wie möglich zu gestalten und für das eigene innere Sein bestimmte Werte daraus für sich zu entnehmen. Sicherlich kann mit dem einen oder anderen Worte und Gedanken mancher Prediger ihm dabei nützen, aber doch nicht augenblicklich, sondern nur nachwirkend in stiller besinnlicher Stunde, wenn die Wogen des Schmerzes schon weniger hochgehen. So betrachtet sinkt der Wert der Sarg- und Grabrede natürlich ganz erheblich und haben diejenigen Geistlichen das richtige Gefühl, die sie am liebsten durch festgelegte agendarische Formen ersetzt sehen würden, wenigstens in den Fällen, wo der Verstorbene nicht mit seiner Arbeit und Wirksamkeit ein Mensch des öffentlichen Lebens gewesen ist und seine Verdienste zu öffentlicher Würdigung gelangen sollen, oder wo ein intim persönlicher Verkehr zwischen dem Pfarrer und der trauernden Familie besteht nnd eine Trostrede ihre besondere Bedeutung gewinnt als eine persönliche Kundgebung aus befreundetem Herzen.

Es gibt sicher der wertvollen Gedanken viele, die ein Prediger, zumal ein modern empfindender, Trauernden sagen kann. Der Hinweis auf persönlich-geistige Gemeinschaft, die der Christenglaube knüpft und die den Tod überdauert, mag unter dieselben zu rechnen sein, aber der Geistliche hat, soll die Rede in unserer Zeit bei tiefer Denkenden nicht wirkungslos verhallen, durchaus dabei zu betonen oder doch durchblicken zu lassen, daß der Wiedersehensgedanke keinerlei sinnliche Beziehung verträgt und daß mit einem Wort das Wiedersehen der sich liebenden nur ein sich Finden in dem großen Geiste selbst sein kann, eine Gemeinschaft, die in der Liebe zu Gott ihre einzige Möglichkeit und Wirklichkeit hat, die also vollkommen geistiger Natur ist. Der für schwache Seelen häufig angewandte billige aber völlig leere und somit für starke entbehrliche Trost, der in der Hoffnung übersinnlicher, nie endender Wiedersehensfreuden schwelgt, ist zu ersetzen durch den Appell an die Entsagungskräfte der sittlichen Persönlichkeit, die ihre Stärke findet in der entschlossenen Beugung unter die eisernen, vom religiösen Glauben mit der frei waltenden Gottesmacht erklärten Notwendigkeiten des Lebens, und die ihre Hoffnung sehen in dem Blick auf das große Ganze seelischen Menschheitsfortschritts und sittlich-menschlicher Wertesteigerung. Der Schmerz am Grabe hat gewiß sein Recht, aber der Redner hat Unrecht, der ihn mit „geistlich" gesalbten Worten, die meist Phrasen sind, zu beschwichtigen und durch Erweckung abergläubiger Vorstellungen zu trösten sucht. Wir können die Grenzen menschlicher Ohnmacht gegenüber der Majestät des Todes nicht durch irgendwelche Lehren, auch nicht durch kirchlich approbierte und überhaupt nicht durch Worte erweitern. Wir müssen sie vielmehr einfach anerkennen. Mit je größerer Entschlossenheit wir dies tun, desto frömmer sind wir, und mit je größerem Mute wir dort wieder anknüpfen in unerschütterlichem Lebensglauben, wo die Fäden zerrissen sind, umso sittlicher sind wir. Der Leichenredner kann je nach seiner Begabung und seinem guten Willen, je nach dem Ernst und der Tiefe, mit welchen er die neue Zeit und ihre Menschen studiert und begreift, mit dieser Zeit wirklich geht und mit diesen Menschen empfindet, dem einzelnen dazu helfen, daß er bis zu einem gewissen Grade in sich selbst getröstet und sittlich gefördert die Stätte der Trauer

verläßt und dann immer wieder neu mit dem Leben ringt, um es vermöge seines Lebensglaubens zu meistern.

Schönwald.

Der Herzensschlüssel.

Märchen von Emmy Homann.

(Nachdruck verboten.)

II.

Am liebsten streifte er allein umher. So war er auch eines Tages an den Strand gelaufen und war schließlich an eine kleine Meeresbucht gekommen, an der einige Fischerhütten standen. Vor einer derselben, auf einem Stein, saß ein kleines Mädchen; sie flickte ein Fischnetz. In ihre Arbeit ganz vertieft summte sie ein Liedchen vor sich hin. Der warme Sonnenschein lag auf ihren blonden Haaren, daß sie schimmerten wie Gold, und blitzte auch auf einem kleinen blanken Gegenstande, der ihr auf der Brust hing.

So fleißig war das kleine Ding, daß sie gar nicht merkte, wie ein niedliches, schwarzes Kätzchen mit ihrem Garnknäuel possierlich spielte, es bald hierhin, bald dorthin rollte, mit seinen scharfen Krallen daran herumzerrte und eine böse Verwirrung in das Garn brachte.

Sie sah auch erst auf, als das Kätzchen plötzlich jämmerlich aufschrie: ein Stein aus Goldeners Hand hatte es empfindlich getroffen.

„Du böser Junge, du!" rief das Mädchen ganz empört, und ihre blauen Augen blitzten zornig, „was hat dir denn unsere Mies getan?"

Zärtlich nahm sie das jammernde Tierchen auf ihren Schoß und wischte ihm das Blut ab.

Ganz verdutzt sah Goldener ihr zu.

„Aber sie hat dir doch dein ganzes Garn verdorben!"

„Das ist doch meine Schuld, warum habe ich nicht aufgepaßt, das Tier hat doch keinen Verstand!" Liebkosend strich sie mit ihrer braunen Hand über das Fell ihres Lieblings, dann sah sie sich den Jungen, der vor ihr stand, genauer an.

„Bist du nicht der Königssohn vom Schloß?"

„Ja, woher kennst du mich? Ich sah dich nie!"

„Ich sah dich neulich, als ich mit der Marie zur Stadt ging, in einem prächtigen Wagen vorüberfahren; hast du es gut!"

„Wer ist Marie und wer bist du?"

„Marie ist meine Schwester, bei der ich wohne, seit Mutter tot ist. Vater starb schon früh auf dem Fischfang." Die freundlichen Augen füllten sich mit Tränen. Goldener wurde es ungemütlich, da fiel sein Blick auf das blanke Dingelchen, das das Mädchen an einem Bande um den Hals trug. Er griff danach:

„Was ist das?" Doch das Mädchen nahm es ihm rasch aus den Fingern und schob es unter ihr Halstuch.

„Ein kleiner Schlüssel, den mir mein Vater schenkte, als ich noch ganz klein war." Nun lachte sie ihn schon wieder fröhlich an. „Gelt, du hast's aber gut, ein Vetter von mir ist Küchenjunge im Schloß, der erzählt so viel, wie schön es dort ist, welch prächtige Torten der Koch backt; du, die schmecken wohl fein? Aber warum bist du eigentlich nie vergnügt, wenn du es so gut hast, und alle Leute sind freundlich zu dir und haben dich lieb?"

„Das ist mir ganz einerlei, ich finde alles gräßlich langweilig und scheußlich; doch sag', kannst du rudern? ich führe gerne einmal aufs Meer hinaus."

„O ja, rudern kann ich schon, ich fahre auch gerne zu jenen Klippen", und sie wies mit der Hand nach dem Ende der Bucht, wo ein paar graue Klippen aus dem Wasser ragten. „Dort sitzt es sich so hübsch, wenn die Sonne ins Meer sinkt wie ein großer, glühender Ball."

„Wollen wir?"

„Ich muß das Netz erst fertig haben."

„Ach laß doch, komm jetzt!"

„Anni", rief eine Frauenstimme vom Hause her.

„Heute geht's nicht, Marie ruft", sagte die Kleine bestimmt, nahm ihr Netz auf und wandte sich dem Hause zu.

Aber Goldener packte ihren Arm: „Du sollst aber jetzt sofort!"

„Ich sage dir doch, es geht nicht, komm morgen wieder." Mit einer gewandten Bewegung entschlüpfte sie ihm und war im Hause verschwunden.

„Dumme Trine, na warte!" brummte Goldener und stampfte mit dem Fuße auf, dann schlenderte er auch nach Hause. Obgleich er sich vorgenommen hatte, sich gar nicht wieder um das trotzige Mädel, wie er es nannte, zu kümmern, war er doch am anderen Tage an der Bucht.

Annchen saß schon im Boot. „Wie nett, daß du so früh kommst," rief sie ihm fröhlich entgegen, „nun haben wir schöne Zeit und können von den Klippen aus den Fischen und Krabben zusehen, wie sie spielen und hin- und herschießen. Das Wasser ist dort so klar, man sieht beinah bis auf den Grund." Kräftig legte sie sich in die Ruder, und das Boot schoß leicht über das Wasser.

Goldener ärgerte sich, er ärgerte sich über ihr fröhliches Gesicht, auch war er noch grimmig vom Tage vorher, am meisten aber ärgerte es ihn, daß sie seine schlechte Laune gar nicht beachtete. Lustig erzählte sie von ihren Ruder- und Segelfahrten auf dem Meere, von ihrem Kätzchen und wie viele Vogelnester sie gefunden und bewache. Ihr helles fröhliches Lachen klang manchmal weit über das Wasser.

Aber Goldener blieb finster und sann darüber nach, womit er sie kränken und ihren Frohsinn trüben könne. Da blieb sein Blick wieder an dem kleinen Schlüssel haften, den sie am Bande um den Hals trug.

„Den Schlüssel kannst du mir geben", sagte er kurz und herrisch, „er paßt gerade zu meiner Schatulle, von der ich den Schlüssel verlor!"

Aber das Mädchen schüttelte den Kopf: „den geb' ich nicht her, er ist das einzige Andenken an meinen Vater."

„Ich will ihn aber haben."

Goldener war aufgesprungen, hatte den Schlüssel erfaßt und riß zornig an dem Bande, aber kräftig stießen ihn die Hände des Mädchens zurück. In demselben Augenblick fuhr das Boot gegen eine Klippe, daß es einen starken Stoß gab und Goldener rücklings ins Wasser stürzte.

Einen Augenblick war Annchen starr vor Schreck, dann sprang sie rasch entschlossen auf die Klippe und von hier aus gelang es ihr mit vieler Mühe, ihren Gefährten aufs Trockene zu ziehen. Aber er war wie tot und blutete stark aus einer Wunde am Kopfe. Flink nahm Annchen ihr Halstuch ab und verband ihn damit, dann rüttelte und rieb sie ihn, rief ihn bei Namen, aber immer noch schlug Goldener die Augen nicht auf. Da warf sie sich verzweifelt neben ihm auf die Kniee, nahm seinen Kopf in beide Hände und küßte ihn auf Mund und Augen; ihre warmen Tränen fielen auf sein bleiches Gesicht.

Und siehe da, langsam schlug er die Augen auf und sah sie an, als sei er aus langem Schlaf erwacht. Immer froher und freundlicher wurde sein Gesicht, bis er plötzlich beide Arme um Annchens Hals schlang, ihr einen herzhaften Kuß gab und ausrief: „Wie lieb bist du!"

Die Königin war nicht wenig erschrocken, als ihr Liebling patschnaß und mit verbundenem Kopfe nach Hause kam. Er aber fiel ihr lustig lachend um den Hals und bat: „Mutterchen, sei nicht böse, ich hab' nur ein wenig gerudert, bin dabei ins Wasser gefallen, und ein kleines Mädel hat mich wieder herausgezogen. Die Arme hat keine Eltern mehr, bitte, sei du nun ihre Mutter und laß sie bei uns bleiben, ich habe sie so lieb!"

So kam das Fischermädchen aufs Schloß und wurde gehalten wie eine Prinzessin.

Die alte Mile schüttelte zwar manchmal noch den Kopf, denn sie konnte die Sache nicht recht begreifen, aber wenn sie den jetzt so fröhlichen, liebenswürdigen Prinzen sah, murmelte auch sie fröhlich:

„Gott sei Dank, seine Seele ist endlich aufgewacht."

Eine hygienische Notiz für den Herbst.

In den besseren Gesellschaftskreisen erkennt man immer mehr, daß die physikalisch-diätetische Heilmethode gegen viele der modernen Krankheiten die sichersten Erfolge bringt. Die hiebei in Betracht kommenden natürlichen Heilfaktoren sind Luft, Licht, Wasser, Bewegung und rationelle Diät.

Bezüglich der sehr wichtigen Luftbäder wird vielfach noch irrtümlich angenommen, daß sie nur im Sommer möglich sind. Demgegenüber ist zu bemerken: Gerade die reine, anregende Herbstluft macht die Luftbäder gegen viele Leiden besonders heilkräftig, umsomehr, wenn damit eine Obst- und Traubenkur, sowie milde Wasseranwendungen verbunden werden. Derartige Kuren sind natürlich nur in bewährten Heilanstalten vorzunehmen, von denen aber nur wenige für den Herbst- und Winter-Verkehr eingerichtet sind. Für diesen besonders geeignet ist durch seine geschützte Höhenlage und entsprechend innere Einrichtung, Zentralheizung, elektrisches Licht, große Gesellschaftsräume ꝛc. das Sanatorium Oberwaid bei St. Gallen (Schweiz), in dem Sonnenbäder bis Ende Oktober und Luftbäder während des ganzen Winters von zahlreichen Kurgästen genommen werden. Ein zu dieser Anstalt gehörender umfangreicher Waldpark bietet ferner Gelegenheit für Terrainkuren, ausgedehnte Obstpflanzungen stehen für Obst- und Traubenkuren zur Verfügung, ebenso alle Heilmittel der wissenschaftlich begründeten Naturheilmethode. Für die Wintermonate gelten als Spezialität von Oberwaid Abhärtungs- und Wintersportkuren, mit welchen besonders bei Nerven- und Verdauungskuren sehr gute Erfolge erzielt wurden.

Zwei Ärzte und eine Ärztin (Gynäkologin) sind im Sanatorium Oberwaid tätig, und behandeln mit anerkanntem Erfolge: Stoffwechselkrankheiten, Nervosität, Blutentmischung (Dyśämie), Schlaflosigkeit, Herzleiden, Magen- und Darmstörungen, Frauenleiden ꝛc., bei denen Herbstkuren besonders wirksam sind. Prospekte versendet die Anstalt kostenfrei.

Anzeigen.

Preis für die viergespaltene Petitzeile (45 mm breit) oder deren Raum 30 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechenden Rabatt. Reklamezeile 80 Pfg. Beilagen nach Gewicht 15—30 Mk.

Wir bitten unsere geehrten Freunde, im Bedarfsfalle in erster Linie die hier inserierenden Firmen zu berücksichtigen und sich bei Bestellungen stets auf das „Protestantenblatt“ zu beziehen.

Flügel
Pianinos
Phonola

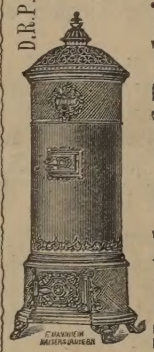
Julius Blüthner

Berlin W.
Potsdamer-
strasse 41.

Rotwein, Italia 65 Pfg., Austria 75 Pfg. kräftig, angenehm. Reinheit garantiert.
von Pfarrern, Krankenhäusern etc. vielf. bezogen.
Preis pro Liter ohne Fass von 50 Ltr. ab frei Bahnhof Berlin (kl. Qu. 5 Pfg. mehr).
Andere Weiss- u. Rotweine, Mediz.- u. Südweine, Spirituosen preiswert laut Liste.
Muster und Liste frei.
Reinhard Wölbling, Weingrosshandlung, Kaiser Wilhelmstr. 46, **Berlin C.**

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein
Auf Gegenseitigkeit **in Stuttgart** Gegründet 1875
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversicherungs-Aktiengesellschaft
Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung
Gesamtversicherungsstand: 650000 Versicherungen. || Zugang monatl. 6000 Mitglieder.
Vermögensstand mehr als 40 Millionen Mark.
Prospekte und Versicherungsbedingungen, sowie Antragsformulare kostenfrei.
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Kirchenöfen Schulöfen D.R.P.



Monatelang auf Probe! **E. Henn,** Ofenfabrik, **Kaiserslautern.**

DIE HILFE.
WOCHENSCHRIFT für Politik, Kunst und Literatur.
Notwendig für jeden Gebildeten, bringt regelmässig
POLITISCHE NOTIZEN
Politische u. volkswirtsch. Aufsätze
Soziale Bewegung
Unsere Bewegung.
Aesthetische u. allgemeinwissenschaftliche Aufsätze.
Novellen — Kunstliteratur
Allerlei — Briefkasten.
Herausgeber:
D. FR. NAUMANN.
Verlangen Sie kostenfreies Probeabonnement vom
VERLAG DER HILFE
BERLIN-Schöneberg.

Soeben erschienen. **„Erziehung“** Soeben erschienen.
von E. G. White.
Ein interessantes, unentbehrliches Buch, besonders für Eltern, **Lehrer** und **Erzieher,** welches die Quelle und das Ziel wahrer Erziehung offenbart. Es bespricht die Bildung des Verstandes und Herzens durch Lehren aus der Natur und aus dem Leben großer Männer und gibt uns die richtigen Lehrmethoden und Grundsätze zur Ausbildung des Charakters, sowohl durch biblischen Unterricht, Pflege der Dichtkunst und des Gesanges, wie auch durch richtige Lebensweise, rechte Zucht und Erziehung zur Arbeit.
Das Buch ist 320 Seiten stark und kostet in hübschem Einband Mk. 2.50.
Internationale Traktatgesellschaft.
Hamburg. Grindelberg 15 a.

Alkohol-freier Traubenwein von **Carl Jung,** Weingutsbesitzer, **Lorch** im Rheingau, ist nicht unvergorener, süßer Traubenmost, sondern **vergorener Wein ohne Alkohol.** An Wohlgeschmack und Bekömmlichkeit bisher unerreicht dastehend. Versand in Flaschen von 60 Pfg. an. Kisten und Glas werden selbstkostend berechnet und ebenso zurückgenommen. — Man verlange Preisliste und Prospekt.

Wichtig für Brautleute
Preise 40% billiger wie in der Provinz
Franko Lieferung
Pracht-Katalog mit über 800 Abbildungen gratis u. franko
F. ZECH'S MÖBEL-FABRIK. BERLIN, O.
Gegründet 1859. Kleine Andreasstr. 9
Beamten 6% Rabatt.

Herbst- Trauben- Winterkuren
Oberwaid
bei St. Gallen (Schweiz) ob. d. Bodensee.
Sanatorium I. Rgs. nach Dr. Lahmann.
Günstige Erfolge; auch für Erholungsbedürftige; und zur Nachkur geeignet. Aller Komfort, elektrisches Licht, Zentral-Heizung, 2 Aerzte, 1 Aerztin. Illustrierter Prospekt frei.

Kunstanstalt für Kirchenschmuck.
Dr. C. Ernst,
Berlin W. 9, Köthenerstr. 16
(früher Kronenstr. 24).
Muster und Abbildungen kostenlos.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15. Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 35.

Berlin
Bremen.

29. August 1906.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Laien! An die Arbeit! — Deutscher Protestantenverein. — Nachrichten. — Anzeigen.

Laien! An die Arbeit!

Von Karl Schrader.

Der Fall César macht das Maß voll. Ganz klar, ganz frei von allen Nebenumständen wird die Forderung aufgestellt, daß die alten Bekenntnisse ihrem vollen Wortlaut nach für die Preußische Landeskirche verbindlich sein sollen. Diese Entscheidung entspringt nicht den vereinzelten Ansichten des Westfälischen Konsistoriums, sondern sie entspricht völlig den bisher ergangenen Urteilen der Konsistorien und des Oberkirchenrates. Es ist nur ein Beispiel mehr für die Anmaßung der heutigen Orthodoxie, aber ein besonders klares. Die Forderung ist in schroffster Form gestellt, eine deutlichste Herausforderung aller, die anders denken.

Man kann sie auch nicht durch die Behauptung mildern, daß die Forderung ja nur für die Geistlichen gestellt sei; die Laien ginge sie nichts an. Freilich *denken* können sie was sie wollen, aber sie werden ihrer kirchlichen Rechte beraubt. Sie sollen keine Geistlichen haben, die in ihrem Sinne predigen. Die Orthodoxie bestreitet ihnen auch die Berechtigung, an der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten teilzunehmen, und sie ist ernstlich damit beschäftigt, die Kirchengesetze so zu gestalten, daß ihnen dies gesetzlich unmöglich gemacht wird. Sie sollen nur noch *zahlen*.

Man spricht wohl davon, daß es am besten sei, einer solchen Kirche den Rücken zu kehren, aus ihr auszutreten; dann werde man allen Kampf und Streit los. Aber ist das richtig gehandelt?

Die evangelische Kirche ist eine Landeskirche, in welche alle Evangelischen, die nicht eine eigene Kirche bilden, von Gesetzes wegen gehören. Ihre Angehörigen tragen für diese Landeskirche dieselbe Verantwortung, wie sie der Staatsbürger für die politischen Zustände trägt. Austreten aus der Kirche ist ebenso eine Pflichtverletzung, wie die Auswanderung aus dem Staate. Dafür gibt es — abgesehen von rein persönlichen Gründen — nur *eine* Rechtfertigung, nämlich die, daß man machtlos sei, die Zustände so zu gestalten, wie man sie für richtig hält, oder daß dies der Weg sei, eine Besserung herbeizuführen. Beides ist falsch.

Wie wenige werden austreten! Am ersten noch die unteren Klassen, welche eine Art Ersatz für die Religion in der Sozialdemokratie finden und keine sozialen Rücksichten zu nehmen haben. Und neue Gemeinden bilden, die nicht bloß kleine Sekten sind, ist schwer und kostspielig. Denn die Landeskirche gibt von ihrem Vermögen nichts heraus, und behält selbstverständlich die Kirchensteuern für sich. Die neuen Gemeinden müssen ausschließlich von freiwilligen Beiträgen leben. Unter solchen Umständen mag es vielleicht möglich sein, daß in einer ersten Aufregung einzelne unabhängige Gemeinden gebildet werden, aber daß sie Bedeutung erhalten, ist ebensowenig zu erwarten, wie daß sie lange bestehen.

Die Landeskirche verliert aber gerade *die* Mitglieder, welche in ihr Reformen bewirken könnten. Die Orthodoxen herrschten noch ungestörter — und darum empfehlen sie auch den Liberalen selbst den Austritt.

An dem verderblichen Einfluß des orthodoxen Kirchentums nicht bloß auf die Religion, auch auf die Erziehung und auf das bürgerliche Leben wird nichts geändert, er wird im Gegenteil verstärkt.

Wer dies nicht will, muß seine Kraft einsetzen, die Zustände der Landeskirche zu ändern. Aber wie?

Eine dahin zielende Arbeit ist im Gange. Die wissenschaftlich theologische, die in letzter Zeit sich auch an die Laien wendet. Sie ist verdienstvoll, weil sie die Menschen, an welche sie herankommt, aufklärt, ihnen zeigt, daß religionsgeschichtlich, biblisch, philosophisch und religiös die Orthodoxie nicht begründet ist und daß sie auf unsere Zeit nicht mehr religiös wirken kann. Allmählich wird auf diesem Wege viel geleistet werden können, es ist auch schon mancher Erfolg zu verzeichnen. Die Orthodoxie wird innerlich weniger sicher, die liberalen Überzeugungen werden tiefer begründet. Aber die nächste Wirkung ist doch, die Orthodoxie zu stärkerer Anwendung der in ihren Händen befindlichen Machtmittel anzuregen. Sie fühlt sich bedroht und sucht durch äußere Mittel, vor allem durch die Zwangsmittel der von ihnen beeinflußten Kirchenbehörden zu schrecken. Dies um so mehr, als ja sehr wohl eine politische Änderung ihr die jetzt so willig in ihren Dienst sich stellende staatliche Unterstützung rauben kann. Darum sucht sie auch diese jetzt möglichst ausgiebig dazu zu verwenden, *gesetzlich* die Stellung der Kirche und in der Kirche die Stellung der Orthodoxie sicher zu stellen. Das ist, beiläufig bemerkt, die außerordentlich große Bedeutung der *gesetzlichen* Konfessionalisierung der Volksschule. Bisher hatte der Kultusminister freie Hand, von nun an ist er an Gesetze gebunden, die er nicht ändern kann. Und die konfessionelle Schule ist nun einem starken Einflusse der Kirche *gesetzlich* ausgeliefert.

Also keineswegs bloß der Kirche selbst wegen, sondern auch im Interesse der Erziehung und der vielfach kirchlich beeinflußten sozialen und politischen Zustände ist es nötig, die Herrschaft der Orthodoxie zu bekämpfen, *mit der Absicht, sie endgültig zu beseitigen.*

Und das wäre möglich? wird so mancher erstaunt fragen. Nicht bloß Oberkirchenrat, Konsistorien und Superintendenten, auch die meisten Synoden, an erster Stelle die Generalsynode, stehen ja unter dem stärksten orthodoxen Einfluß, auch die meisten Pastoren. Was ist dagegen zu machen? Aber die Laien? Ein Teil mag aus alter Gewohnheit ehrlich der Orthodoxie anhängen. Niemand wird sie darin stören. Denn die Reform darf nicht bestehen in der zwangsweisen Beseitigung oder Einführung eines Bekenntnisses, sondern in der Gewährung von Freiheit. Der größere Teil denkt wohl freier und will wenigstens keinen Zwang, aber er ist entweder durch die kirchlichen Zustände völlig gleichgültig gemacht und benutzt die Kirche nur für Taufen, Trauungen und Beerdigungen, ohne ein inneres Verhältnis zu ihr zu haben, oder er verzweifelt daran, daß eine Besserung zu erreichen sei.

Aber das ist gerade ihr Irrtum.

Die Besserung ist nicht nur möglich, sie ist nicht einmal besonders schwer.

Die evangelischen Kirchen sind nicht mehr Staatsanstalten oder willenlos durch vom Staate eingesetzte Be-

hörden zu regierende Institutionen. Sie sind selbständig geworden. Die staatlichen Kirchenbehörden haben zwar noch einen starken Einfluß, die Organisation der Kirche selbst läßt noch viel zu wünschen, aber die Gemeinden haben eine Selbstverwaltung, die sie nach einem demokratischen Wahlsystem wählen. Die Synoden haben nicht geringe Befugnisse, vor allem die, daß ein Teil der höheren Kirchenverwaltung in die Hände der von ihnen gewählten Vorstände gelegt ist. Diese wirken namentlich bei wichtigen Entscheidungen der Konsistorien und des Oberkirchenrates mit voller Stimmberechtigung mit. Kein kirchliches Gesetz ist möglich ohne Zustimmung der Generalsynode, die auch das Recht der Initiative hat.

Alle diese Organe sind jetzt mehr oder weniger Werkzeuge der Orthodoxie und der in ihrem Fahrwasser segelnden Geistlichen. Aber dies liegt nicht in ihrem Wesen, sondern in ihrer Zusammensetzung. Diese ist freilich gesetzlich so bestimmt, daß die Geistlichkeit einen zu starken Prozentsatz in ihnen ausmacht, aber es ist Platz und Möglichkeit genug für die Wahl frei denkender Geistlicher und Laien.

In den Gemeindekörperschaften haben naturgemäß die Laien die große Mehrheit und die entscheidende Macht, wenn sie sie gebrauchen wollen. Aber in sehr vielen Gemeinden betrachten sich die Mitglieder der Körperschaften nur als Gehülfen der Geistlichen.

Die Gemeindeverwaltung und das Leben in der Gemeinde wird aber ganz anders, wenn in ihren Organen tüchtige, selbständige und frei denkende Männer sitzen, die eigene Verantwortung fühlen. Solche Männer sind imstande, mit dem Pfarrer, ja unter Umständen, auch ohne ihn ein größeres Interesse an kirchlichen und religiösen Dingen in den Gemeinden zu erwecken und zu pflegen. Aus ihrer Wahl gehen die Kreissynoden hervor. Sie werden in sie Männer abordnen, welche nach eigener Überzeugung urteilen und stimmen. Und darauf kommt es an, nicht sowohl auf die theologische Ansicht. Denn diese ist Sache jedes einzelnen, für die Kirche ist die entscheidende Frage, ob sie durch ihre Einrichtungen einen Gewissenszwang auf Geistliche oder Laien üben darf. Es wird aber wenig Laien geben, welche nicht, sobald sie nur ihr eigenes Urteil gebrauchen, diese Frage nicht verneinen würden. Schon aus dem ganz praktischen Grunde, daß das einzige Bekenntnis, auf welches man sich jetzt mit einem gewissen Rechte noch berufen könnte, das Apostolische, in seinem vollen Wortlaute und Wortverständnisse auch nur von einem geringen Teile der Geistlichen noch geglaubt wird. Ein neues Bekenntnis zu formulieren — und ein neues ist von dem Standpunkt derjenigen, die die Verbindlichkeit des Apostolikum behaupten, auch dieses, wenn etwas abgenommen oder umgedeutet wird — ist, man darf wohl sagen unmöglich, wenn es nicht sehr wenig inhaltsreich und so ausdeutungsfähig ist, daß alle damit zufrieden sein könnten. Das ist es aber, was die Orthodoxie nicht will; sie will ein enges Bekenntnis, um damit regieren zu können.

Aber verständige Laien wissen auch, wie unmöglich es ist, Menschen, die ihre Religion ernst nehmen und sich nicht mit Nachsagen gewisser Formeln begnügen, zu einem einheitlichen und noch dazu zu einer solchen Überzeugung zu bringen, welche, wie die des alten Bekenntnisses, mit allem in Widerspruch steht, was wir sonst wissen und zu glauben vermögen.

Je stärker das selbständige Laienelement in der Kreissynode vertreten ist, desto mehr auch in den aus ihnen hervorgehenden Provinzialsynoden und in der Generalsynode.

Also durch die Wahlen zu den Gemeindekörperschaften ist ein starker Einfluß auf die ganze kirchliche Verwaltung zu üben, und jetzt ist der Zeitpunkt, an welchem eingesetzt werden muß. In diesem Herbst findet in Preußen die Erneuerung der Hälfte der Gemeindekörperschaften statt. Diese in ihrer neuen Zusammensetzung wählen dann ganz neue Kreissynoden, und daran schließt sich die ebenfalls vollständige Erneuerung der Provinzialsynoden und der Generalsynode, die im Jahre 1908 berufen und da eine Anzahl wichtiger Vorlagen, unter andern auch solche, welche die Ausübung des Wahlrechtes erschweren, zu beraten haben wird. Es ist auch die Möglichkeit gegeben, in der Generalsynode solche Vorschläge zur Verhandlung zu bringen, welche liberale Reformen bezwecken. Diese werden vorbereitet, für ihre Vertretung muß durch Wahl geeigneter Mitglieder in die Generalsynode gesorgt werden.

Die Besserung der kirchlichen Zustände hängt also von dem richtigen Gebrauch des einfachsten und wenigst mühseligen Mittels, von der richtigen Ausübung des Wahlrechtes ab. Und diese ist viel leichter als bei den politischen Wahlen, weil der Wählerkreis ein beschränkter ist und die Pflichten, welche der Gewählte auf sich zu nehmen hat, kleiner sind. Einige verständige Männer, die Interesse für kirchliche Dinge haben, können eine Anzahl Wähler gewinnen, genügend, um einen starken Einfluß auf die Wahl zu üben. Diese selbst macht sehr wenig Mühe, der Wähler gibt seine Stimme ab, das ist alles, was von ihm verlangt wird.

Natürlich wird nicht mit einem Male alles anders werden können. Die nächsten Wahlen bringen ja nur eine hälftige Erneuerung und es wird nur in einem Teil der Gemeinden möglich sein, Leben in die Wahlen zu bringen, die bis jetzt meist sehr geringe Beteiligung einiger von den Geistlichen dazu bewogener Personen fanden, vielleicht zunächst hauptsächlich in den größeren Städten. In Berlin ist es schon seit längerer Zeit der Fall. Dort hat fast die Hälfte aller Kirchengemeinden liberale Körperschaften, mehrere Kreissynoden haben liberale Mehrheiten, und die Wahlvorbereitungen sind seit lange schon im Gange. Das gleiche ist an vielen Orten möglich, ja weit leichter, weil in Berlin mit außerordentlich großen Gemeinden zu rechnen ist.

Der nächste Erfolg wird sein, daß die in einer lebendigen Wahl Gewählten das Bedürfnis fühlen werden, sich des ihnen bewiesenen Vertrauens würdig zu erweisen und nicht bloß ihr Amt demgemäß verwalten, sondern auch an weiterer kirchlicher Tätigkeit Interesse gewinnen und es den Gemeinden einflößen. Es wird auch möglich sein, eine Anzahl Gesinnungsgenossen in die Kreissynoden und in die höheren Synoden zu bringen. Die Mehrheit werden sie freilich in keiner Synode haben, aber in allen ist schon jetzt eine Anzahl Mitglieder, welche mitgehen würden, wenn sie fühlten, daß sie durch neue rührige Genossen unterstützt würden und auch in der öffentlichen Meinung Widerhall fänden. Das ist jetzt schon in viel höherem Maße der Fall als früher, namentlich nimmt sich die Presse kirchlicher Fragen in viel höherem Maße an, nicht bloß in Anlaß der verschiedenen „Fälle", sondern auch, weil diese und andere kirchliche Fragen das Interesse viel mehr wecken. Die früher ganz kurzen Berichte über die Synoden werden jetzt viel ausführlicher, sie werden in besonderen Artikeln erörtert, in konservativen, orthodoxen und liberalen Zeitungen, weil durch die stärkere Beteiligung liberaler Männer an den Verhandlungen viel mehr allgemeine wichtige Fragen in ernstliche Beratung genommen werden. Schon eine verhältnismäßig geringe Zahl tüchtiger Männer kann für die Erregung des Interesses und für die Verbreitung von Kenntnissen in kirchlichen Dingen sehr viel tun. Und das ist es, worauf es ankommt, das ist das Heilmittel der Krankheit unserer Kirche: Beseitigung der Gleichgültigkeit, Bereitschaft zur Mitarbeit. Ist damit erst ein Anfang gemacht, so findet sich der Fortgang von selbst.

Man wird auch nicht zu befürchten brauchen, daß eine unwürdige Agitation betrieben werden würde. Die Sache ist ernst und wichtig genug, daß tüchtige, einflußreiche Männer die Führung übernehmen werden, die den rechten Geist hineinbringen.

Dies

sind die Gründe, welche den Protestantenverein veranlaßt haben, mit einem Aufruf zur Beteiligung an den diesjährigen

Kirchenwahlen heranzutreten. Er fühlt dafür die besondere Verpflichtung durch seine ganze Vergangenheit, in welcher er stets nicht nur für die Fortentwicklung der Religion, sondern auch für die freie Ausgestaltung unserer kirchlichen Einrichtungen eingetreten ist. Der jetzige Moment ist voraussichtlich ein entscheidender für die nächste Zukunft unserer Kirche. Gelingt es jetzt nicht, einen kräftigen Widerstand zu organisieren, der, auf erweckter, starker Anteilnahme an unserer Kirche beruhend, ein nachhaltiger ist, und nicht bloß negativ, sondern zugleich positiv gestaltend wirkt, so kann und wird der Einfluß der Orthodoxie sie durch neue Maßregeln so stärken, daß ein späterer Kampf gegen sie noch mehr erschwert wird.

Der Protestantenverein ist darum bereit, alle Kraft daran zu setzen, die von ihm in das Leben gerufene Bewegung zu fördern und zu einem guten Erfolge zu tragen.

Er bittet alle diejenigen, welche eine freie Ausgestaltung unserer Kirche für notwendig halten, ihm in diesem seinem Bestreben zu helfen.

Deutscher Protestantenverein.

Das preußische Kirchenregiment will die fortdauernde Verbindlichkeit der alten reformatorischen Bekenntnisse erzwingen.

Das beweisen die Verhandlungen der vorjährigen Provinzialsynoden, die Verweigerung der Bestätigung Römers, die Verweigerung der Konfirmation eines Knaben, der sich nicht zum Apostolikum bekennen wollte und jetzt wieder der Fall Cesar. Das westfälische Konsistorium verweigert ihm, einem langbewährten, höchst tüchtigen, frommen, von Anhängern der verschiedensten dogmatischen Richtungen einstimmig gewählten Pfarrer, gegen den auch kein Einspruch der Gemeinde erhoben ist, die Bestätigung, nur weil ein mit ihm angestelltes Kolloquium ergeben hat, daß er sich nicht zu der Gottesnatur und der leiblichen Auferstehung Jesu aus dem Grabe und der mystischen Auffassung seines Lebens und Sterbens bekennt.

Das sollen nach dem Konsistorium die Grundwahrheiten des Bekenntnisses der evangelischen Kirche auch unserer Tage sein, die jeder Pfarrer anerkennen, natürlich auch lehren muß, sonst wäre er ein Heuchler, der seine Überzeugung versteckte. Anderes *darf* kein Pfarrer predigen. Und wenn er einen anderen Glauben hat? — — — — Dann hat er nur die Wahl, zu lügen oder aus dem Amte zu scheiden, auch wenn die ganze Gemeinde seiner Meinung ist. Sie darf nicht etwas anderes hören, als was die Kirchenbehörde für das rechte Bekenntnis erklärt.

Aber sind denn die Laien, denen gepredigt wird, derselben Meinung? O nein! Eine große Zahl von ihnen, insbesondere die Gebildeten, und überhaupt diejenigen, welche über religiöse Dinge nachdenken, wollen von einer Bindung an jene alten Formeln nichts mehr wissen. Sie wollen eine dem inneren Wesen des evangelischen Christentums entsprechende, dem heutigen Leben eng verbundene Religion, sie verlangen mit vollstem Rechte, daß ihnen nichts *aufgezwungen* wird, was sie nicht glauben *können*. Aber sie müssen sich fügen. Weil vor so und so viel hundert Jahren solches Bekenntnis der Ausdruck der Überzeugung der evangelischen Kirche war. Die heutige, auf viel tieferer wissenschaftlicher und philosophischer Erkenntnis beruhende Überzeugung soll gar nicht in Betracht kommen.

Und das in der evangelischen Kirche, die verfassungsmäßig eine *Gemeindekirche* ist, und über ihre Einrichtungen, auch über ihr religiöses Bekenntnis selbst entscheidet!!

Ja, wird man fragen, warum hat sie sich denn nicht schon längst andere Gesetze gegeben?

Weil die lange orthodoxe Herrschaft das Interesse an der Kirche in der großen Mehrzahl ihrer Angehörigen so ertötet hat, daß sie sich gar nicht um sie kümmern, von ihren kirchlichen Rechten keinen Gebrauch machen. Sollen die Zustände besser werden, so muß gerade hierin eine Änderung eintreten.

Die preußischen evangelischen Kirchenverfassungen geben der Gemeinde eine aus allgemeinen und direkten Wahlen aller Gemeindeangehörigen hervorgehende Selbstverwaltung, die große Rechte hat und aus welcher alle Wahlen zu Synoden hervorgehen. Wie die Gemeindekörperschaften, so sind die Synoden und die Synodalvorstände. Die letzteren haben nicht nur eigene Verwaltungsbefugnisse, sie wirken in wichtigen Fällen auch mit voller Gleichberechtigung mit der Kirchenbehörde zusammen. Ohne Zustimmung der Generalsynode oder Landessynode können keine kirchlichen Gesetze erlassen werden.

Es kommt also darauf an, in diesen Körperschaften Einfluß zu gewinnen, unabhängige, freigesinnte Männer in sie zu bringen. Dadurch werden nicht allein die Beschlüsse derselben beeinflußt, es wird auch eine große Zahl von Männern für kirchliche Fragen interessiert und mit ihrer Behandlung vertraut gemacht. Selbst wenn sie nur eine Minderheit bilden, so werden sie doch große Bedeutung haben.

Und dies ist unschwer zu erreichen.

In diesem Herbst finden allgemeine Wahlen für die Gemeindekörperschaften statt, durch welche die Hälfte ihrer Mitglieder neu gewählt wird. Die Kreis-, Provinzial-, Landessynoden und die Generalsynode werden dann ganz neu gewählt. Es ist also gerade jetzt, wo krasse Fälle der Unduldsamkeit die Gemüter erregen, möglich, eine erhebliche Änderung in der Zusammensetzung dieser Körperschaften zu bewirken.

Dazu gehört nur, daß in der Gemeinde einige freigesinnte Männer die Sache in die Hand nehmen, durch private Besprechungen oder Versammlungen die Gemeindemitglieder gewinnen und die Wahl organisieren. Das ist an den meisten Stellen, insbesondere in den Städten, schon deshalb leicht, weil es sich in der Regel nur um eine kleinere Zahl von Personen handeln wird.

Freilich wird nicht gleich alles erreicht werden, aber es ist schon ungemein viel gewonnen, wenn auch nur eine ansehnliche Zahl solcher Männer kirchlich interessiert wird und in den Gemeindekörperschaften und Synoden mit ihren Ansichten offen hervortritt. Es wird sich insbesondere dann zeigen, wie durchaus falsch die Behauptung der Orthodoxie ist, daß die Gemeinden auf dem alten Bekenntnisglauben ständen und anderer Meinung nur wenige seien, auf welche die Kirche keine Rücksicht zu nehmen hätte.

Dies ist der einzige, aber auch zugleich ein zum Ziele führender Weg, zu einer gründlichen Besserung unserer kirchlichen Zustände zu gelangen. Er muß beschritten werden.

Wir richten daher an unsere Mitglieder und Freunde, aber auch an alle, welche die gegenwärtigen Zustände der evangelischen Kirche beklagen und sie bessern wollen, die dringende Bitte, in der vorhin dargelegten Weise für die Wahl freigerichteter, reformfreundlicher Männer in die Gemeindekörperschaften zu wirken.

Wir sind bereit, diejenigen, welche in dieser Weise sich betätigen wollen, durch Übersendung von Exemplaren dieses Aufrufs zur Verteilung und durch jede gewünschte Auskunftserteilung zu unterstützen. (Bureau: Steglitzerstr. 68.)

Der Vorstand des deutschen Protestantenvereins
K. Schrader.

Nachrichten.

Universität. Beim Greifswalder Universitätsjubiläum (1456 bis 1906) wurden zu Ehrendoktoren der Theologie ernannt: Generalsuperintendent Büchsel in Stettin, Superintendent Wetzel in Schivelbein, Superintendent Wetzel in Neumark in Pommern, Pastor Flos in Vorland, Regierungs- und Schulrat Bethe in Stettin, Konsistorialpräsident Freiherr v. Hadeln in Arolsen, Superintendent

König in Witten i. W., Pastor Kühn in Siegen i. W., Pastor Hafner in Elberfeld und Pastor Paul Cremer in Potsdam. Die juristische Fakultät ernannte Julius Wellhausen, die philosophische die Professoren der Theologie D. E. Troeltsch-Heidelberg und D. W. Wrede-Breslau zu ihren Ehrendoktoren. — Prof. Wiegand-Marburg ist für Kirchengeschichte nach Greifswald an Zöcklers Stelle berufen. — Die Gesamtzahl der Studierenden an den 21 Universitäten des Deutschen Reiches beträgt nach der „Deutsch. Literaturztg." 44964 immatrikulierte Studenten (darunter 211 Frauen), gegen nur 42390 im vergangenen Wintersemester und 41928 im Sommersemester 1905. Dazu kommen 2381 Hörer und 1274 Hörerinnen, so daß sich der Universitätsbesuch insgesamt auf über 48½ tausend Personen beziffert. Nach den Fakultäten verteilen sich die Studenten auf: Evangelische Theologie 2329 (gegen 2186 im Winter 1905/1906), katholische Theologie 1841 (gegen 1680), Rechtswissenschaften 12375 (gegen 12160), Medizin 6683 (gegen 6080), Philosophie, Sprachen und Geschichte 10832 (gegen 9915), Mathematik und Naturwissenschaften 6323 (gegen 6125) Staatswissenschaften 1801 (gegen 1786), Pharmazie 1767 (gegen 1481), Zahnheilkunde 755 (gegen 710), Forstwissenschaft 144 (gegen 162), Tierheilkunde (in Gießen) 114 (gegen 117). Die erheblichste Zunahme haben danach die Medizin und die sprachlich-historischen Disziplinen erfahren. Die größte Besucherzahl hat Berlin mit 6569 Studierenden; es folgen München mit 5734, Leipzig mit 4147, Bonn mit 3275, Freiburg mit 2350, Halle mit 2128, Göttingen mit 1925, Heidelberg mit 1922, Breslau mit 1920, Marburg mit 1717, Tübingen mit 1710, Münster mit 1454, Straßburg mit 1418, Jena mit 1362, Würzburg mit 1360, Kiel mit 1157, Gießen mit 1118, Königsberg mit 1080, Erlangen mit 1067, Greifswaldt im 890 und Rostock mit 661 Studierenden.

An die Leser.

Wer für das „Protestantenblatt" ein wenig Zeit und eine 5-Pfennigmarke übrig hat, den bitten wir, die dieser Nummer beiliegende Postkarte mit einigen geeigneten Adressen zu versehen und frankiert an die aufgedruckte Adresse zu senden.

Im voraus verbindlichst dankend

hochachtungsvoll

Verlag des Protestantenblattes

Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15.

Neue Erscheinungen.

VI.

Chop, M., Erläuterungen zu Wagners Siegfried, Götterdämmerung und Parsifal. 3 Bdchn. à —,20 Mk.

Daheim-Kalender für 1907. 288 S. m. Abbildgn. u. Tafeln. Lwbdd. 2,— Mk.

Gunkel, Prof., Elias. Jahve u. Baal. 76 Seiten. —,50 Mk., kart. —,60 Mk.

Hassell, H. v., Brauchen wir eine Kolonial-Reform? 51 Seiten.

Jellinek, Verfassungsänderung und Verfassungswandlung. 80 Seit. 2,— Mk.

Kutter, Pfr., Die soziale Frage. Predigt. 15 Seiten. —,25 Mk.

Opitz, Reise- u. Eisenbahnkarte v. Deutschland. 56—65 cm. 1906. —,50 Mk.

Patria, Jahrbuch der Hilfe. 1907. 4,— Mk.

Wahrmund, Dr. L., Ehe und Eherecht. 123 Seiten. Lwbdd. 1,25 Mk.

Zurbonsen, Prof., Anleitung zum wissenschaftlichen Studium der Geschichte. 2,60 Mk.

VII.

Aram, Kurt, Pastorengeschichten und Anderes. 161 Seiten. 2,50 Mk.

Freybe, G., Jugendpredigten zur Legende Jesu. Brosch. 2,— Mk., geb. 2,60 Mk.

Hübners geograph.-statist. Tabellen aller Länder der Erde f. d. J. 1906. 102 Seiten, kart. 1,50 Mk.

Kampffmeyer, P., Das moderne Proletariat. 72 Seiten. 1,— Mk.

Kappstein, Th., Emil Frommel. Ein biograph. Gedenkbuch. Brosch. 4,50 Mk., geb. 6,— Mk.

Nonnemann, Fr., Neues Werden, neues Glauben, Heiligland. 92 S. 1,80 Mk.

Saitschick, R., Deutsche Skeptiker: Lichtenberg, Nietzsche. 239 S. 4,50 Mk.

Schneider, Prof., Einführung in die Deszendenztheorie. 6 Vorträge. 146 S. 4,— Mk.

Winckler, Die babilon. Weltschöpfung. 36 Seiten. —,60 Mk.

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.

Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15.

Soeben erschienen:

Religionsgeschichtliche Volksbücher

II. Reihe 8. Heft

Elias. Jahve und Baal

von

Gunkel, Professor.

kl. 8°. 76 Seiten. Subskr.-Pr. 40 ₰, Einz.-Pr. 50 ₰, kart. 60 ₰.

Zu beziehen durch:

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb

Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15.

Antiquaria.

Fast tadellose Exemplare!

II.

Graue, Paul, Wehre dich, evang. Kirche. Reformationspredigt. (Statt ℳ —.30) ℳ —.10

Grimm, Das Vaterunser. 9 Predigten. Orig.-Lwbdd. (Statt ℳ 2.50) „ —.75

Heye, Pastor, Der Herr ist der Geist. Ein Jahrg. Predigten über die altkirchl. Evangelien. (Statt ℳ 3.50) „ 1.50

Orig.-Lwbdd. (Statt ℳ 4.80) ..... „ 2.—

Römer, Neue Predigt. 16 S. (Statt ℳ —.25) ..... „ —.10

Adelung, Sophie v., Sonntagsfreude am Werktag. Kart. (Statt ℳ —.75) „ —.20

Frohnmeyer u. B., Bilderatlas z. Bibelkunde. Handbuch f. den Religionslehrer. Orig.-Lwbdd. (Statt ℳ 7.20) „ 3.—

Kind, Züge aus Jesu Wesen und Leben. (Statt ℳ —.60) „ —.20

— Jesus, der Messias. (Statt ℳ —.30) ..... „ —.10

König, Jesus, was er uns heute ist. Origbd. (Statt ℳ 2.—) „ —.75

Mehlhorn, Rechenschaft von unserm Christentum. 2. Aufl. Orig.-Lwbdd. (Statt ℳ 1.20) „ —.40

Naumann, Fr. D., Gotteshilfe, Gesamtausgabe der Andachten a. d. Jahren 1895—1902. 2. Aufl. 611 Seit. Orig.-Lwbdd. (Statt ℳ 6.—) ..... „ 2.50

Rosegger, Frohe Botschaft. Volksausgabe. Orig.-Lwbdd. (Statt 1.30) „ —.60

Wimmer, R., Das Leben im Licht. Ein Andachtsbuch. Orig.-Lwbdd. (Statt ℳ 2.50) „ 1.—

Das Suchen der Zeit, Blätter deutscher Zukunft. Herausgegeben v. Daab & Wegener. Bd. 1 u. 2. Kart. (Statt à ℳ 1.80) à „ —.75

Naumann, Demokratie u. Kaisertum. 4. Auflage. Brosch. (Statt ℳ 1.20) „ —.60

Patria, Jahrbuch der Hilfe. 1906. Herausgeg. von Fr. Naumann. Orig.-Lwbdd. (Statt ℳ 4.—) „ 1.50

Rosegger, Das ewige Licht. 37. Tausend. 427 Seiten. (Statt ℳ 5.—) „ 2.—

— Die Schriften des Waldschulmeisters. 66. bis 70. Auflage. 339 Seiten. Orig.-Lwbdd. (Statt ℳ 3.70) „ 1.75

— Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. 15. Auflage 383 Seiten. Orig.-Lwbdd. (Statt ℳ 5.20) ..... „ 2.—

Krausbauer, Aus meiner Mutter Märchenschatz. Geschenkausgabe mit Bildern v. Fr. Hein. Orig.-Lwbdd. (Statt ℳ 4.50) „ 2.—

— Billige Ausgabe. Orig.-Lwbdd. (Statt ℳ 1.50) „ —.60

Rosegger, Als ich noch der Waldbauernbub war. Für die Jugend ausgewählt. 115 Seiten. Orig.-Lwbdd. Teil 1—3. (Statt à ℳ —.90) ..... à „ —.40

— Aus dem Walde. Ausgew. Schriften für die reifere Jugend. 5. Aufl. Mit 35 Abbildgn. und 1 Stahlstich. 254 Seiten. Originalbd. (Statt à ℳ 4.—) „ 1.80

Hönig, Der deutsche Protestantismus. 38 Seiten. (Statt à ℳ —.30) „ —.10

in Partien (11/10, 22/20 usw.) à „ —.05

Der Wegweiser. Kalender des deutschen Protestantismus. 1904. (Statt à ℳ —.50) à „ —.05

1906. (Statt à ℳ —.50) à „ —.10

Partie: 7/6, 14/12 usw.

Zu beziehen durch die:

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.

Schöneberg-Berlin.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. **Verlag des Protestantenblattes,** Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15. **Druck von** Carl Schünemann, **Bremen.**